

6. Nahtoderfahrungen als mystischer Weg

6.1 Nahtoderfahrungen im christlichen Mittelalter

6.1.1 „Hautnah am Vorhang sitzen“ – Sterbebegleitung aus der Sicht von Zisterziensern

„Uns Jüngeren eröffnete sich eine intensive Erfahrung mit Sterbenden und dem leisen Nahen des Todes. Wir wurden mit Vorliebe während der Nachtstunden, also in der Zeit von 19 bis 2 Uhr, eingeteilt, damit die älteren Mitbrüder ihren gewohnten Schlaf hatten. Da saß man also zwei Stunden lang in der Nacht allein im Zimmer neben dem Bett des röchelnd Atmenden, hielt seine Hand, befeuchtete ihm von Zeit zu Zeit Lippen und Mund, war einfach anwesend.“¹ Der Ex-Mönch Bernardin Schellenberger beschreibt in seinem Buch „Die Stille atmen“ liebevoll seinen Alltag im Reformierten Zisterzienserorden in der Abtei Mariawald. Dieser Trappistenorden hatte bis 1969 nahezu unverändert die mittelalterlichen Bräuche beibehalten. Dazu zählten auch die Riten und Handlungen im Umfeld des Todes.

Die Zisterzienser ließen ihre Sterbenden niemals allein. Dadurch wurde faktisch jeder Mönch zum Sterbebegleiter. Hier machte jeder von ihnen intensive Erfahrungen mit dieser Übergangssituation. Da die Zisterzienser ihren Alltag mit Ausnahme des Chorgebetes schweigend verbringen und einen kontemplativen Weg gehen, haben sie ihre Aufmerksamkeit über Jahre geschult. Sie verfügen über eine feine Wahrnehmung auch sehr subtiler Vorgänge. Wie erlebt ein Zisterziensermönch von außen als Sterbebegleiter den Übergang vom physischen Leben in eine andere Existenzform?

Liegt ein Mitbruder im Sterben, so werden zunächst alle Brüder durch Glocken und dumpfe Schläge auf das Totenbrett an das Sterbebett gerufen. Der Abt schließt symbolisch den Lebenskreis zwischen Tod und Geburt, indem er den Sterbenden mit Weihwasser besprengt. Dazu singt die Gemeinschaft den sonntäglichen Taufgesang, das „Asperges“. Es folgen Psalmen und Gebete mit Bildern der Hoffnung und des Schutzes. „Unbekannt soll dir alles bleiben, was im Finstern Schrecken einflößt, was kreuzigt und peinigt in der Qual...“

Fortan lässt die Gemeinschaft den Sterbenden Tag und Nacht nicht allein. Er durchläuft in den nächsten Tagen noch einen „wichtigen Reifungsprozess“ bis er sein Leben loslassen kann. Zwei Mönche sitzen im Schichtdienst rund um die Uhr bei ihrem Mitbruder. Schellenberger erlebte diese Stunden als besonders kostbar. Er schildert eine innige Gemeinschaft

¹ Bernardin Schellenberger, *Die Stille atmen. Leben als Zisterzienser*, Stuttgart 2005, folgende Zitate: 182-186.

und ein „hautnahes Sein am Vorhang“. Dieser Vorhang trennt eine vordergründige Sichtweise auf das Leben von einer anderen Dimension. „Bei dieser Qualität von Nähe und Gemeinschaft rührte man zugleich wie sonst kaum je irgendwo an das Mysterium, von dem wir herkommen, das uns trägt und das uns schließlich wieder aufnimmt und jetzt diesen Bruder in jedem Augenblick aufnehmen konnte. Es war geradezu spannend, hautnah am Vorhang zu sein, hinter den der Bruder bald gleiten würde, und man selbst bliebe weiter hier in dieser Vordergründigkeit.“

Sein Erleben als Sterbebegleiter und seine kontemplative Aufmerksamkeit führen Schellenberger zu einer Wahrnehmung des Sterbevorganges, die andere Ebenen erfasst als dies physikalisch messenden, rational-analytischen Diskursen oder materialistischen Konzepten möglich ist. Gerade die kritische Phase von Tod und Abschied erlebt er als Grundlage für eine neue intensive Form von Verbundenheit. Dadurch ist für ihn die christliche Hoffnung kein Dogma, mit dem er intellektuell ringen müsste. Sie wurzelt in seiner existentiellen Erfahrung als Sterbebegleiter. „Ich habe das viele Male erlebt und mich auf diese Weise fast von allen Mitbrüdern verabschiedet, die zu meiner Zeit starben – oder nicht eigentlich verabschiedet, sondern habe sie gefunden und trage sie seither in mir als eine Wirklichkeit und in einer alle Zeitdimensionen aufhebenden Gleichzeitigkeit, die mir niemand nehmen kann. So wuchs geradezu Gemeinschaft für die Ewigkeit.“

Schellenberger setzt bei der Frage nach einer „Existenzform danach“ nicht spekulativ ein, sondern er geht von seinen Wahrnehmungen beim Sterben seiner Mitbrüder aus. „Als Bruder Berchmans starb, war ich gerade dabei, ihn etwas anders zu betten. Ich hatte die Hand um seinen Hals gelegt, mein Gesicht war ganz nah vor dem seinen. Ich spürte das Pochen seiner Halsschlagader – und genau in dem Augenblick hörte das Pochen auf und ich spürte das Wehen seines letzten Ausatmens im Gesicht: So hatte er sich lautlos hinter den geheimnisvollen Vorhang entzogen, und es war, als wehe mich von ganz kurz dahinter her ein Hauch an.“

Schellenberger ist mit seinen Wahrnehmungen im Grenzbereich des Todes kein Sonderfall. Auch Abt André Louf, der Vorsteher eines französischen Zisterzienserklosters im 20. Jahrhundert, schildert gleichfalls ausführlich, was er als Sterbebegleiter erlebte. Einmal war er einem Mann Mitte 30 zugeteilt worden, mit dessen Sterben er selbst haderte. Gerade dieser Sterbeprozess nimmt André Louf in eine Atmosphäre mit hinein, die ihn intensiv durchdringt und ihm von innen her, intuitiv, existentielles Wissen über den Weg des Toten vermittelt. Der Sterbende, der nicht mehr sprechen kann, kommuniziert auf intensive atmosphärische Weise mit dem Abt. Er erfüllt den Trauernden mit einer überwältigenden Freude.

„Gegen Ende der Komplet schien er in ein leichtes Koma zu fallen. Ich las ihm Psalmen vor, und als ich an den Vers kam: 'Der Herr ist mein Hirte,

mir wird nichts fehlen', hob er die Arme zum Himmel. Das schenkte mir die Gewissheit, dass er mich hörte und verstand. Als er hierauf eingeschlafen zu sein schien, vertiefte ich mich in ein Buch, das ich mir mitgebracht hatte. Plötzlich wurde ich aus dieser Beschäftigung vom Aufquellen eines Gefühls des Glücks und der Freude herausgerissen; es setzte unerwartet ein, überschwemmte mich förmlich, und war mir in der Form unbekannt und ungewohnt. Ich badete geradezu in einer festlichen Stimmung. Da kam mir: Er stirbt und gibt mir ein Zeichen. Ich sah ihn an und stellte fest, dass er ganz sanft seinen letzten Atem aushauchte. Für einen langen Moment blieb ich an seiner Seite, erfüllt von einer unsagbaren Freude. Hätte man mich in dem Augenblick eingeladen, den Sterbenden dorthin zu begleiten, wohin er ging, so wäre ich aus dieser augenblicklichen freudigen Erregung heraus auf der Stelle mitgegangen. Auch wenn das radikal anders als das war, was ich gewöhnlich beim Gedanken an meinen eigenen Tod empfand, weckte es in der Folge in mir trotzdem nicht den Wunsch, auch selbst bald meinen Lauf vollenden zu dürfen. Aber die Erinnerung daran ist mir geblieben und hat sich wie eine unauslöschliche Spur in mein Wesen eingegraben. Oft habe ich mir gesagt: 'Wenn schon ich als schlichter außen stehender Zeuge seines Verschidens von einer derart überwältigenden Freude erfüllt wurde, wie groß muss dann erst die Freude des Sterbenden selbst gewesen sein, der tatsächlich die Schwelle überschritt!' Er hatte mir brüderlich die Hand gereicht. Er hatte mich nicht nur mit seinem eigenen Tod versöhnt, den ich nur mit großer Mühe hatte annehmen können, sondern hatte mir auch das brüderliche und freundschaftliche Gesicht des Todes offenbart. Doch, es bleibt immer noch unvorstellbar, aber ist eindeutig mehr als unsere Phantasiebilder und Ängste, beschenkt uns weit über alles hinaus, was wir uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen können."

Bei den Zisterziensern war es üblich, den Schichtdienst beim Verstorbenen fortzusetzen. Man ließ ihn auch jetzt niemals allein. Zunächst wurde er, mit einer brennenden Kerze am Kopfende, im Kapitelsaal aufgebahrt, dann im Chor, wo die Mönche ihr Stundengebet sangen. „Es galt weiterhin die Regel, den Toten bis zu seinem Begräbnis nie allein und ohne Licht zu lassen. Sie wird jener uralten Überzeugung oder Ahnung entstammen, die Seele eines Verstorbenen bleibe drei Tage in der Nähe ihres Leichnams und habe noch mit den Mächten der Finsternis zu ringen, bedürfe also in dieser Zeit besonders dringend des Lichts und der Anwesenheit und des Gebets der Lebenden.“ War Schellenberger zur Nachtwache beim Toten in der Kirche eingeteilt, so blieb auch hier sein Eindruck, nicht lediglich einen Leichnam zu bewachen, sondern bei einer Person zu sein, die sich verwandelt hat. „Ich empfand keine Angst, sondern ahnte jene uns Lebenden unerreichbare Dimension jenseits von Zeit und Raum. Die Mauer, die uns gewöhnlich von